

Sonderdruck aus:

Zeitschrift für romanische Philologie

Herausgegeben von Günter Holtus

Band 121 (2005) Heft 1

Niemeyer



Dieser Sonderdruck ist im Buchhandel nicht erhältlich

sémantiques autour desquelles s'organise le recueil. Le préformatage des catégories sémantiques s'articule en effet à une conception de l'interaction en termes d'actes de langage, posant une corrélation entre forme linguistique et valeur actantielle. Dans cette vision des choses, *dire x* équivaut à *faire y*, quel que soit le contexte, sans tenir compte du caractère réflexif et indexical de l'interaction. Il est ainsi paradoxal d'avoir présenté des extraits étendus mais de n'avoir pas prêté attention au caractère non sensible au contexte d'une approche en termes de *vous voulez exprimer ça, alors dites ça* qui serait valable en tout temps et en tout lieu, dans toutes les situations de francophonie ... En fait, les énoncés participent de la constitution du contexte et ne s'insèrent pas dans un cadre totalement déterminé. Une observation conversationnaliste des «expressions figées» aurait certainement montré qu'elles sont en fait soumises à certaine latitude ou variabilité (il n'existe à ma connaissance aucune étude de ce type): comme leur usage est lié au contexte, leur signification peut varier d'une interaction à une autre, voire au sein d'une même interaction. Or, l'auteure a négligé le fait que les «actes expressifs» (comme elle les appelle à la suite de Searle) s'inscrivent dans un cours d'action (qui peut d'ailleurs conduire à leur thématization ou à leur négociation) dont ils influencent le déroulement, et que c'est donc aussi leur placement séquentiel qui donne sens à ces expressions. La valeur de ces expressions ne saurait tenir seulement à une précatégorisation du sens *in abstracto*, même documentée par des dictionnaires ou la compétence native de l'auteure.

En conclusion, ce riche ouvrage, à la visée didactique aboutie, me semble montrer les limites actuelles d'une approche phraséologique et contrastive de la conversation. Cela tient à une conception étriquée de cette dernière, mais aussi à la faible quantité de données de français oral disponibles. En termes épistémologiques, un premier enjeu est de savoir si une approche contrastive peut intégrer les développements récents en linguistique interactionniste et en analyse conversationnelle. La capacité d'une approche phraséologique à rendre compte des spécificités de la conversation constitue à mon sens le second enjeu.

Bâle

NICOLAS PEPIN

Roland Bauer, *Sprachsoziologische Studien zur Mehrsprachigkeit im Aostatal. Mit besonderer Berücksichtigung der externen Sprachgeschichte* (Beihefte zur ZrP, vol. 296), Tübingen, Niemeyer, 1999, XVIII + 518 p.

Die vorliegende, außerordentlich detaillierte und aufgrund ihres hohen demographischen Datenaufwandes verdienstvolle Arbeit ist eine in Salzburg bei Hans Goebel entstandene Dissertation, die 1998 mit dem Förderungspreis des Kardinal-Innitzer-Studienfonds ausgezeichnet wurde. Dies, der beträchtliche Umfang der Arbeit, die drucktechnisch aufwendigen Farbgraphiken [433–471], die bereits beim ersten Durchblättern ins Auge springen, sowie die prestigeträchtige Reihe (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie) wecken beim Leser hohe Erwartungen. Ob der Inhalt diesen Erwartungen immer gerecht wird, ist Gegenstand dieser Besprechung.

Eigentlich müßte man eher von einer Doppel-Dissertation sprechen, denn die Arbeit besteht im wesentlichen aus zwei recht autonomen Hauptteilen: Auf die kurze Einleitung [1–4] folgt ein Abriss der externen Sprachgeschichte des Aostaltals [5–232], an die sich der zweite Hauptteil, der einer makrosoziolinguistischen Untersuchung zur Mehrsprachigkeit im Aosta-Tal gewidmet ist [233–359], direkt anschließt. Leider sind diese beiden, für sich genommen durchaus interessanten Teile so unorganisch aneinandergereiht, daß mangels präziser Querverweise nicht deutlich wird, wo das «einigende Band» zu suchen ist.

Es erweist sich, daß dieser disparate Charakter der Darstellung auch innerhalb der beiden Hauptteile, insbesondere des ersten, in auffälliger Weise seinen Niederschlag gefunden hat. Man gewinnt den Eindruck, daß nach aufwendigen historischen Recherchen und empirischen Datensammlungen, deren quantitativer Reichtum in keinem Verhältnis zur qualitativen Reflexion steht, der *écriture-brute facts* gleichkam. Und damit stoßen wir auf eins der Hauptprobleme dieser Arbeit: An keiner Stelle wird ein spezifisches Erkenntnisinteresse deutlich formuliert, und daher ist es auch kein Wunder, daß die Arbeit eine argumentative Zuspitzung der Darstellung bzw. Analyse vermissen läßt. Charakteristisch hierfür ist der Schluß der Arbeit. Statt eines Fazits, Ausblicks, Résumés oder einer Zusammenfassung finden wir ein längeres Zitat [358] eines Leserbriefs aus dem Lokalblatt *Le Peuple Valdôtain*, in dem die drastischen Kompetenzdefizite in der «Muttersprache» Französisch beklagt werden (wobei jeglicher Hinweis darauf fehlt, daß die Feststellung der Unkenntnis der L1 außerhalb von patholinguistischer Kasuistik, ideologischer Mystifizierung oder «*first language attrition*» ein höchst erklärungsbedürftiger Sachverhalt wäre), worauf auf der folgenden und letzten Textseite eine Sammlung von dialektalen frankoprovenzalischen Entsprechungen für 'Automobil' folgt, bishin in die süditalienischen Enklaven Celle und Faeto.

Wenden wir uns nun zunächst dem ersten, sprachhistorischen Teil zu. Die bereits genannten Mängel der Arbeit insgesamt sind dort besonders drastisch. Dabei ist dem Verfasser weniger die völlige Theorieabstinenz vorzuwerfen – der Historismus, der einfach nur erzählen will, «wie es eigentlich gewesen ist» (Ranke)¹ macht daraus bekanntlich eine Tugend. Im Gegensatz zu Bauer enthält sich der Historismus allerdings aus programmatischen Gründen jeglicher Wertung. Tatsächlich läßt die Arbeit an zahlreichen Stellen einen Mangel an wissenschaftlicher Distanz beklagen.² Nicht daß es prinzipiell ein Vergehen wäre, wenn

¹ Obwohl natürlich festzuhalten ist, daß dieses Verfahren uneingestandenermaßen auf einer nicht weiter problematisierten Selektion des als relevant erachteten historischen Materials beruht, wozu die Notwendigkeit der Komplexitätsreduktion zwingt. Die vermeintliche Objektivität beruht also auf einer in den «blinden Fleck» abgeschoenen Kontingenz.

² Wertende Parteinahmen etwa p. 195 («lobens- und bewunderswerte Initiative»), p. 200 («durchaus begrüßenswerte Absichtserklärung»), p. 203 («begrüßenswerte Initiative») in bezug auf sprachpolitische Maßnahmen, p. 215 in bezug auf die mangelnde Verwendung des Französischen bei autonomistischen Regionalpolitikern («was leider nicht immer zutrifft»), p. 228 in bezug auf die nicht eingetretene «Refranzösisierung» («bedauerlich»); im zweiten Hauptteil: p. 326 («Sprechergruppen, denen sich die pro-französische bzw. pro-frankoprovenzalische Sprachpolitik in Zukunft verstärkt wid-

man als wissenschaftlicher Autor «freilich parteilich» ist – man denke nur an die engagierte Tradition der einflußreichen okzitanischen und katalanischen Soziolinguistik, aber vorschnelle Solidarisierungen sind, wie man weiß, durchaus dazu angetan, den Blick des Beobachters zu trüben. In diesem Zusammenhang wäre von einer sich als sprachwissenschaftlich verstehenden Dissertation eine kritische Reflexion auf die Implikationen des eigenen Standpunkts zu erwarten gewesen. Es leuchtet doch ein, daß sich die Mehrsprachigkeit im Aosta-Tal aus völlig verschiedenen Perspektiven von Salzburg, von der Norddeutschen Tiefebene³ – oder gar vom Mont Blanc aus darbietet. Die Suche nach sozialwissenschaftlichen Anhaltspunkten fiele nicht schwer: Die Literatur ist voll von diesbezüglichen wissenschaftstheoretischen Erörterungen (etwa bei Luhmann, Devereux ...). Bei Bauer hingegen beschränken sich wissenschaftstheoretisch relevante Betrachtungen auf die Methodik des statistischen Erhebungs- und Auswertungsverfahrens größerer quantitativ orientierter sozialwissenschaftlichen Datenmengen im zweiten Teil [233–235, 285–286]. Die qualitative Reflexion erliegt der Bemühung um die quantitative Beherrschung von Meßdaten.

Gleichwohl sollte eine sprachwissenschaftliche Arbeit hinsichtlich der externen Sprachgeschichte ein Minimum an wissenschaftstheoretischer Reflexion zur gewählten Verfahrensweise erwarten lassen; zumindest sollte sie zu erkennen geben, in welchem der zeitgenössischen historischen Diskurse sie steht. In einer Zeit, wo der *linguistic turn* auch in die Geschichtswissenschaft Einzug gehalten hat, sollten hierzu die Anhaltspunkte nicht fehlen. So hätte sich für eine sprachwissenschaftliche Arbeit etwa eine Orientierung an der Diskursanalyse angeboten. Auch der sprachsoziologische Ansatz Bourdieus, der seit einiger Zeit bei der Diskussion der verschiedensten Fälle von Mehrsprachigkeit Furore macht – ob er dem Gegenstand nun gerecht wird oder nicht – wäre in Frage gekommen. Bauer ist von dieser Modeerscheinung in keiner Weise affiziert – obwohl das Aosta-Tal einer von jenen Fällen ist, auf die sich Bourdieus Ansatz in manchen Punkten anwenden läßt (cf. Jablonka 1997). Bauer hingegen sieht sich dazu genötigt, mehrfach⁴ in Erinnerung zu rufen, daß sich seine Arbeit als sprachwissenschaftlich versteht.

men könnte/sollte»), p. 355 («des Vorbildcharakters des sprachlichen Verhaltens ihrer eigenen Beamten bewußter werden sollten»). Dies kulminiert im zweiten Teil (p. 358) in dem plakativ vorgebrachten, dem Ethos moralischer Hygiene verpflichteten Bekenntnis: «Unsere Auswertungen haben durchaus gezeigt, daß die vald. [sic] Bevölkerung über ein «gesundes» metasprachliches Bewußtsein verfügt. Dies gilt es auch in Hinkunft regelmäßig zu stimulieren und sensibel zu halten. Der gesamten Sprechergemeinschaft dieser an sprachlicher Variation wahrlich reichen Region sei dafür viel Erfolg gewünscht». Man möchte meinen, der Verfasser hätte sich bei der Redaktion seiner Dissertation in der Textsorte geirrt.

³ Die Arbeit des Rezensenten zum Sprachkontakt im Aosta-Tal ist an der Universität Bremen entstanden: *Frankophonie als Mythos. Variationslinguistische Untersuchungen zum Französischen und Italienischen im Aosta-Tal* (pro lingua, vol. 28), Wilhelmsfeld, Egert, 1997.

⁴ P. 65, p. 161, und besonders auffällig p. 176: «Die 1990 veranstaltete 25-Jahr-Feier der Eröffnung des Mont-Blanc-Tunnels führt uns zurück zu sprachlich relevanten Argumenten».

Statt dessen wird der Raum, den diesbezügliche Erörterungen in Anspruch nähmen, durch einen Schwall von (teils «königlichen», p. 84) *Anekdoten* ausgefüllt, wobei der Themenbezug längst nicht immer deutlich wird. So wird etwa auf österreichische Kriegserfolge gegen Frankreich [62] und Piemont [68] in einer kein Detail auslassenden Weise eingegangen. Es ist dem Autor natürlich nicht prinzipiell vorzuwerfen, wenn der Ausdruck seiner eigenen österreichischen Identität sich in der einen oder anderen Form Bahn bricht; der subjektive Faktor ist in der sozialwissenschaftlichen Feldforschung unhintergebar, und er macht sich erst da als Störquelle bemerkbar, wo man ihn im Sinne eines mißverstandenen Objektivitätsideals auszuschalten, zu ignorieren oder zu verdrängen sucht. Allerdings sollte die Berücksichtigung des subjektiven Faktors in einer kontrollierten Form erfolgen, und hierzu wären eben beispielsweise wissenschaftstheoretische Überlegungen zum Standpunkt des Betrachters durchaus nützlich. In Ermangelung einer reflexiven Meta-Perspektive scheint dem Verfasser diese Kontrolle jedoch zu entgleiten, und die Folge ist eine eklektizistische Vorgehensweise nach dem Prinzip der freien Assoziation,⁵ was eine nur sehr latente Strukturierung der Darstellung bis hin zu argumentativen Brüchen, ja Inkohärenzen nach sich zieht – und dies buchstäblich ab der ersten Seite. So wird der Abriss der externen Sprachgeschichte mit der Besiedlung zur Zeit des Paläolithikums eröffnet, einer Frage, die für sich genommen durchaus interessant sein mag. Nach ausführlicher Diskussion der Phase vor der Romanisierung unter Einschluß der Debatte, von welcher Seite Hannibal die Alpen überquert habe [6], heißt es nun plötzlich zwei Seiten weiter, «daß die für die VDA [Bauers durchgehend verwendete Sigel für *Vallée d'Aoste*] prägende Allgemein- und Sprachgeschichte des letzten Millenniums in keinem direkten, ursächlichen Zusammenhang mit der vorrömischen Bevölkerungszugehörigkeit steht» [7]. Dies sei stellvertretend für die zahlreichen Passagen angeführt, wo sich dem Leser die Frage aufdrängt: *cui bono?* Ein diskursanalytischer Ansatz dagegen hätte deutlich machen können, daß die behandelten Fragen für die sprachpolitische Diskursdynamik im Aosta-Tal seit der italienischen Einigung 1860/61 zentral waren, und die Relevanz der diesbezüglichen Darstellungen wäre klar(er) ersichtlich geworden.

Ob nun die sprachhistorischen Ausführungen in allen Details stichhaltig sind, soll hier nicht weiter erörtert werden. Festzuhalten ist allerdings, daß so sensible Themen wie etwa die Burgunderfrage diskutiert werden [18–19], ohne sich um die sozialgeschichtliche Einordnung der benutzten Quellen zu kümmern, was dazu führt, daß der Verfasser hier – wie anderswo – der «Mythologie» der herrschenden (insbesondere Prodomo-)Historiographie des Aosta-Tals auf den Leim geht. Auch hier wäre eine diskursanalytische Perspektive hilfreich gewesen. Gerade eine scheinbar so «unschuldige» Problematik wie die Burgunderfrage, die bereits in einer bekannten engagierten Debatte zwischen H. Lausberg und W.

⁵ Insofern ist es nur konsequent, wenn Bauer mitten in den Fließtext über zwei Druckseiten hinweg [205–206] eine Liste von Aosta-Tal-relevanten Internet-Adressen einfügt. Dieses Vertextungsverfahren sollte man eher in einer Broschüre für einen Workshop als in einer Dissertation erwarten. Solche Angaben gehören in den Anhang. Ein analoger Fall findet sich im zweiten Hauptteil [334–335], wo der verdutzte Leser an unvermuteter Stelle auf eine Liste von bibliographischen Angaben stößt.

von Wartburg in die Geschichte der Romanistik eingegangen ist, findet hier ihre Fortsetzung. Schade, daß Bauer als Romanist diesem Typ von Fragestellungen (wie auch von Kontinuität) keinerlei Aufmerksamkeit widmet.

Die interessanteste, gelungenste und auch methodisch sauberste Analyse findet sich im Schlußkapitel des ersten Hauptteils [220–232], wo der Verfasser, in Anlehnung an den Ansatz von H. Kloss, die Abfolge der verschiedenen sprachlichen Überdachungslagen im Aosta-Tal aufzeigt. Dieser Teil wird durch eine Reihe von mehrfarbigen graphischen Darstellungen, die im Anhang [433–437] beigelegt sind, sehr schön visualisiert. Freilich muß man diese Ausführungen inhaltlich ebenfalls nicht in allen Punkten akzeptieren, insbesondere bezüglich der Position(en) des Französischen, aber auch des Italienischen.⁶ Ebenso kurios wie originell ist die Extrapolation bis hin ins Jahr 2050 [230–232], die dem Englischen ein bedeutendes Gewicht zu Lasten des Französischen verspricht. Zwar fehlt jeglicher artikulierte Hinweis zu dem epistemologisch problematischen Status derartiger Sprachprognostik (abgesehen von den zahlreichen Fragezeichen). Dieses Verfahren erscheint jedoch heuristisch insofern gerechtfertigt, als die bestehenden Tendenzen bildhaft umgesetzt werden und der Leser vor Augen hat, welches Beziehungsnetz zwischen den Kontaktsprachen zu erwarten ist, wenn (ja, *wenn* ...) sich die gegenwärtigen Tendenzen fortsetzen oder gar radikalisieren.

Kommen wir nun zum zweiten Hauptteil der Arbeit, der der eigentlichen sprachsoziologischen Enquête gewidmet ist. Die makrosoziolinguistisch-quantitative Ausrichtung, der Bauers Untersuchung verpflichtet ist, ist eine völlig legitime Vorgehensweise, wenn auch, wie betont werden muß, selbstverständlich bei weitem nicht die einzig mögliche. Vielmehr ist deutlich, daß die zur Verfügung stehenden informatisierten Arbeitswerkzeuge die methodische Richtung vorgeben.⁷ Wissenschaftstheoretisch ist dies ein interessantes Beispiel dafür, wie der Computer, anstatt bloßes Hilfsmittel des Sozialwissenschaftlers zu bleiben, gemäß seiner Einsatzmöglichkeiten das Forschungsparadigma diktiert.

Die Enquête wurde bereits in den achtziger Jahren durchgeführt, das Gros der Daten stammt von 1986. Bauer mag gute Gründe gehabt haben, die gewonnenen Daten erst ein knappes Jahrzehnt später auszuwerten und die Ergebnisse ein weiteres Jahr fünf später zu veröffentlichen. Jedoch stellt sich hier die Frage nach der «Halbwertszeit» bzw. dem «Verfallsdatum» empirischer sozialwissenschaftlicher Daten, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen mag der Untersuchungsgegenstand sich in der Zwischenzeit so sehr weiterentwickelt haben, daß die gewonnenen Daten nur mehr bestenfalls Museumswert besitzen. Diese Gefahr besteht insbesondere bei rapiden Sprachdynamiken in vertikalen Konvergenzprozessen, wie sie im Aosta-Tal zweifelsfrei vorliegen. Zum anderen bleibt natürlich auch die Entwicklung der sozial- bzw. hier sprachwissenschaftlichen Erhebungs- und Analyseansätze nicht stehen, so daß die seinerzeit zugrunde

⁶ So bestreitet Bauer, daß die Ausbildung eines spezifischen *italiano regionale* im Aosta-Tal längst abgeschlossen ist, und stellt den Abschluß selbst für das Jahr 2050 in Frage. Dabei bedarf es nicht einmal linguistischer Grundkenntnisse, um diesen regionalen Standard zu identifizieren; ein normales Gehör reicht dazu völlig aus.

⁷ Cf. p. 234: «[...] stand für uns bereits vor Beginn der Datenerhebung fest, daß unser Fragebuch in mehrfacher Hinsicht computergerecht ausgerichtet sein mußte».

gelegte Erhebungsmethode dem inzwischen erreichten Forschungsstand nicht mehr gerecht werden kann. Auch mit dieser Gefahr hat die Arbeit zu rechnen.

Die Datenerhebung bestand in der Befragung von 106 Sprechern an 24 «Meßpunkten» mittels eines «Questionnairebuchs» (abgedruckt p. 473–484). Der Ausdruck «Meßpunkt», den Bauer einem völlig anderen Ansatz, nämlich der Dialektometrie seines Lehrers Goebel, entlehnt haben dürfte, entspricht hier dem Anspruch auf mathematische Präzision und statistische Repräsentativität. Allerdings beruht der sozialwissenschaftliche Meßvorgang auf komplexen sozialen Interaktionsprozessen und Interpretationsleistungen, die im Medium sozialen Sinns erfolgen, wodurch zwangsläufig der Erhebungsprozeß beeinflußt wird.⁸ Daß Bauer sich der Tatsache bewußt wäre, daß etwa die Messung von Mehrsprachigkeit völlig anderen Kategorien unterliegt als beispielsweise die Messung der Höhe von Bergen, wird an keiner Stelle deutlich. Und doch hätte er allen Grund dazu, betrachtet man, wie und mit welchen Informanten der Meßvorgang wo konkret stattfindet. Nicht nur daß auf einem so sensiblen Terrain wie dem Aosta-Tal *per se* mit ideologischen Verzerrungen zu rechnen ist, die durch qualitativ orientierte Tiefeninterviews aufgedeckt werden können; nein, daß Informant und Enquêteur in die ideologischen Fallgruben stürzen, die das Terrain in Hülle und Fülle bereithält, wird geradezu heraufbeschworen, wenn man sich und andere in das Prokrustesbett standardisierter Questionnaireformulare zwingt, die nach dem Kriterium der Maschinenlesbarkeit konzipiert wurden. Welcher ortsloyale autochthone Informant aus ruralen Gemeinden (denn nur solche Sprecher interessieren Bauer)⁹ würde im Sinne des *facings* (Goffman) seine – materialsprachlich nicht überprüften – rein metasprachlichen Aussagen¹⁰ nicht tendenziell an dem Stereotypenvorrat des regionalen *common sense* orientieren? Spätestens seit Labov sollte doch bekannt sein, daß das, was die Sprecher tun, nicht notwendig mit dem koinzidiert, was sie zu tun glauben bzw. vorgeben. Ein derartiges Verhalten ist insbesondere dann voraussehbar, wenn der Enquêteur mit dem Informanten keinen längerfristig ausgerichteten ethnographischen Prozeß eingegangen ist, sondern sich die Informanten durch regionale Institutionen hat vermitteln lassen [XVII]. Die ideologische Belastetheit dieses Typs von Informanten ist erfahrungsgemäß nicht nur weit überdurchschnittlich; diese Personen treten überdies zuweilen als von heimat- und sprachpflegerischen Impulsen getriebene Lokal-«Intellektuelle» auf (Beispiel p. 253) und werden häufig von den regionalen Stellen unter den die Region besuchenden Sprachwissenschaftlern herumgereicht. Letzteres erklärt, daß viele von Bauers Gewährsleuten bereits auf eine längere Informantengeschichte zurückblicken können [275]. Daß all diese Faktoren Bauers hohem Objektivitätsanspruch nicht gerade entgegenkommen, ist eine sozialwissenschaftliche Binsenweisheit.

In der Tat ist die völlige Abwesenheit von materialsprachlichen Daten – nicht nur als Korrektiv zu den metasprachlichen Aussagen – ein gewichtiger Mangel,

⁸ Cf. Cicourel, Aaron V., *Methode und Messung in der Soziologie*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1974 – nicht zitiert in der umfangreichen, ansonsten keinen Titel außer den Arbeiten des Rezensenten auslassenden Bibliographie [361–406].

⁹ P. 286: «möglichst immobile, d. h. besonders ortsfeste und auch dementsprechend regionsverbundene Auskunftspersonen».

¹⁰ In einem Nebensatz räumt Bauer ein, «daß die vorstehende Analyse mit rein subjektiven, empirisch nicht weiter überprüften Daten operiert» [282].

der den sprachwissenschaftlichen Gehalt der Arbeit ernsthaft beeinträchtigt. Bauer spricht zwar, größtenteils in Anlehnung an den valdostanischen Regional-linguisten Bétemps, von Interferenzerscheinungen. Nun wäre es freilich interessant zu wissen, wie die metasprachlich genannten Sprachen materialiter ausse- hen. Beispielsweise würde das Gewicht, das das Frankoprovenzalische insbeson- dere bei den männlichen Befragten hat, natürlich herabgesetzt werden, wenn sich herausstellte, daß es sich um die heute einzige habituell verwendete dialek- tale Varietät handelt, nämlich um ein *patois* mit (extrem) zahlreichen italieni- schen Interferenzen. Die interne Variation der Kontaktsprachen entgeht Bauer weitestgehend, es sei denn, daß sie zufällig von den Sprechern selbst *ad hoc* zur Sprache gebracht wird (z.B. p. 247), weil das Questionnaire darauf nicht zugeschnitten ist. Dies ist eben ein Aspekt des «Verfallsdatums» von soziolingui- stischen Daten. Anstelle einer konsequent kontaktlinguistischen Terminologie verwendet Bauer permanent die kreolistischen Termini *Akrolekt* (in bezug auf das Französische und das Italienische) und *Basilekt* (in bezug auf das Franko- provenzalische). Der für die Variation entscheidende *mesolektale* Bereich (um in der unangemessenen kreolistischen Terminologie zu bleiben – heutzutage würde man von einer *interlektalen Zone* sprechen) wird von Bauer völlig vernachlässigt. In der Tat wurde die systematische und adäquate Berücksichtigung dieser Fragestellungen erst durch das in Th. Stehls bahnbrechenden Arbeiten bereitgestellte begriffliche Analyseinstrumentarium eröffnet.¹¹

Ein noch schwerer wiegender Einwand betrifft einen Kern der Arbeit, nämlich den hohen statistischen Repräsentativitätsanspruch. Evidenterweise ist für quali- tativ-mikrosoziolinguistisch orientierte Arbeiten, die eher auf eine *exemplari- sche* als eine *statistische* Repräsentativität ausgerichtet sind, numerische Präzi- sion viel entbehrlicher als für Arbeiten wie die Bauers, die einen dezidiert quanti- tativ-makrosoziolinguistischen Ansatz verfolgen. Demgegenüber erweist sich, daß Bauer den von ihm reklamierten hohen statistischen Repräsentativitätsan- spruch nicht einzulösen vermag. Denn die urbanisierten Zentren, insbesondere die Hauptstadt Aosta selbst, wurden aufgrund der starken italienischen Immigra- tion von der Untersuchung ausgenommen. Damit wird ein statistisch überaus relevantes Bevölkerungssegment ausgeklammert. Dabei ist gerade Aosta als Aus- strahlungszentrum der Sprachdynamik anzusehen und müßte als Schlüssel zum Verständnis der soziolinguistischen Kontaktproblematik gelten. Statt dessen läßt sich Bauer von einer Art «Krypto-Essentialismus» dazu verleiten, die Dynamik der valdostanischen Mehrsprachigkeit just da zu untersuchen, wo sie am wenig- sten ausgeprägt ist. Dementsprechend räumt der Verfasser in der Tat ein, daß seine Untersuchung für lediglich rund 20 000 Sprecher gilt [269], also für gut ein Sechstel der Gesamtbevölkerung. Nun stellt sich die Frage, ob die für dieses Bevölkerungssegment gewonnenen Daten in irgendeiner Form relevant sind. Das von Bauer verwendete Verfahren mag für Wahlanalysen sinnvoll sein, wenn es darum geht, den Prozentsatz der in der Bevölkerung verstreuten Wähler einer bestimmten Partei zu ermitteln. Daran, daß Bauer sich von diesem demoskopi- schen Verfahren hat inspirieren lassen, läßt seine Terminologie keinen Zweifel

¹¹ Im wesentlichen in der zweiten Hälfte der 80er und der ersten Hälfte der 90er Jahre. Die Arbeiten sind zu zahlreich, um sie hier zu zitieren, cf. hierzu die Bibliogra- phie in Jablonka (1997).

zu, spricht er doch von «Wechselwählerverhalten» (in einfachen Anführungszeichen, p. 300), «Stimmenwanderung» [322, ohne Anführungszeichen], «Wechselwähler» (in einfachen Anführungszeichen) und «Stimmen» (ohne Anführungszeichen) [327] – als ob die Sprachwissenschaft keine Ansätze entwickelt hätte, die den Spezifika des Gegenstandsbereichs Sprache gerecht werden. Bauers demoskopisches Verfahren wäre gerechtfertigt, wenn eine Art soziolinguistische «Apartheid» im Aosta-Tal herrschte und die in Betracht gezogenen 20 000 Sprecher eine klar abgegrenzte soziale Gruppe darstellten, die mit allen übrigen in nur sehr losem kommunikativen Kontakt stünde. Daß es so etwas gibt, ist nicht zu bestreiten, in der Tradition der Chicagoer Schule spricht man in diesem Zusammenhang in der Soziolinguistik von *salad bowl* (wo sich die Bestandteile nicht vermischen) im Gegensatz zu *melting pot*. Es ist ja nicht einmal auszuschließen, daß im Aosta-Tal, zumal in abgelegenen Gegenden, etwas derartiges vorzufinden ist, aber darüber wird der Leser nicht unterrichtet. Ermitteln ließe sich dies etwa unter Rückgriff auf die Theorie der *social networks* (Milroy, Gumperz); allerdings entziehen sich derartige Phänomene der *Messung*: Sie können nur durch *Beobachtung verstanden* werden.

Ein letzter besonders diskussionswürdiger Punkt ist Bauers Verwendung des Domänenbegriffs [299s.]. Bereits in meiner Dissertation (Jablonka 1997) war dies, in bezug auf einen früheren Aufsatz Bauers,¹² Gegenstand der Kritik. Offenbar hat der Verfasser sich diese Kritik zu Herzen genommen und entsprechende Präzisierungen angebracht, ohne jedoch (hier wie an anderen Stellen) die Inspirationsquelle der Präzisierungen zu nennen.¹³ Insbesondere beruft sich Bauer [299] auf zwei Handbuchartikel von Mioni (1987) und Rindler Schjerve (1996).¹⁴ Keiner von beiden ist dazu geeignet, die in Jablonka (1997) geäußerten Zweifel zu zerstreuen. Während der Artikel von Mioni seit Fishman nicht viel Neues bietet, weist Rindler Schjerve die Grenzen der Gültigkeit des Domänenbegriffs nach. Um so bestärkter ist der Rezensent in seiner Auffassung, daß der Domänenbegriff in der Tat auf das Aosta-Tal nicht anwendbar ist. Im übrigen unter-

¹² Bauer, Roland, *Plurilinguismus und Autonomie im Aosta-Tal: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung*, in: Dieter Kattenbusch (ed.), *Minderheiten in der Romania*, Wilhelmsfeld, Egert, 1995, 255–284.

¹³ In der Tat werden Arbeiten des Rezensenten zum Aosta-Tal konsequent ignoriert. Falls dies rein auf Bauers internen Redaktionsschluß 1997 [2] zurückzuführen wäre, wäre dies zu akzeptieren. Demgegenüber ist jedoch auffällig, daß in der Bibliographie Arbeiten zitiert werden, die nach dem Redaktionsschluß veröffentlicht wurden. Womöglich wollte sich der Verfasser die Rezeption der Dissertation von Jablonka (1997) für seine polemische Rezension (erschieden in *Romanische Forschungen* 112:4 (2000), 554–555) aufsparen.

¹⁴ Mioni, Alberto M., *Domain*, in: Ulrich Ammon / Norbert Dittmar / Klaus J. Mattheier (edd.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, vol. 1, Berlin/New York, De Gruyter, 1987, 170–178. – Rindler Schjerve, Rosita, *Domänenuntersuchungen*, in: Hans Goebel / Peter Nelde / Zdeněk Starý / Wolfgang Wölck (edd.), *Kontaktlinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research/Manuel international des recherches contemporaines*, vol. 1, Berlin/New York, De Gruyter, 1996, 796–804.

streicht Rindler Schjerve (1996, 799), daß sich Domänen auf «relativ stabile Gebrauchsmuster» beziehen. Vor diesem Hintergrund muß man schon ein ausgesprochener Pechvogel sein, will man «Verkehrsunfall» als Domäne akzeptieren [319]. Da Bauers «Domänen» die domänenspezifischen Kriterien von institutionalisierten und damit intersubjektiv geteilten Regelkomplexen mit hohem Generalisierungsgrad nicht erfüllen, ist dem Ausufer der Domänenfülle kein Einhalt geboten, und so ist die für Bauer (1995) bereits monierte überraschend hohe Zahl von 22 in Bauer (1999) auf 25 angewachsen. Wie diese wundersame Domänenvermehrung aus dem Prozeß der Datengewinnung abzuleiten ist, mag Bauers Geheimnis bleiben. Jedenfalls benutzt der Verfasser den Domänenbegriff ab p. 309 konsequent in freier Varianz mal mit, mal ohne Anführungszeichen. Das schon an sich kaum überraschende Resultat, daß das Italienische in allen «Domänen» vertreten ist, das Französische jedoch kaum eine Rolle spielt, wird durch diese methodischen und begrifflichen Unebenheiten vollends seiner Aussagekraft beraubt.

Nach eingehender Lektüre des zu besprechenden Buches darf als das hervorstechendste Charakteristikum eine Mischung von halb eingestandener Subjektivität und einem uneingelösten hochgeschraubten Objektivitätsanspruch gelten. Nun erhebt sich die Frage, was mit diesen Untersuchungen letztlich gewonnen wurde. Folgt man Bauers eigenen Angaben, muß die Antwort lauten: nicht viel. Denn der Verfasser stellt ausdrücklich fest, daß seine Resultate, zumindest im zweiten Hauptteil, sich weitgehend mit den impressionistischen «Steggreif-Befunden» [217] Bétemps' decken. Wenn das so ist, lohnt sich dann der Aufwand an Zeit und Material? Bis zu welchem Punkt ließe sich die Arbeit von Redundanzen entschlacken, ohne daß Informationsverlust zu befürchten wäre? Anstatt diesen Fragen auf den Grund zu gehen, sei abschließend nochmals festgestellt, daß die vorliegende Arbeit ihre unbestreitbaren Verdienste hat. Das wichtigste Verdienst ist dabei vielleicht, daß sie dem Aosta-Tal erlaubt, weiterhin ein dankbares Terrain auch für quantitativ-makrosoziolinguistische Untersuchungen abzugeben.

Orléans

FRANK JABLONKA

Marc Le Person (ed.), *Fierabras. Chanson de geste du XII^e siècle* (Classiques français du Moyen Âge, vol. 142), Paris, Champion, 2003, 694 p.

La présente publication est une version réduite de la thèse que M. Le Person a soutenue en 1999 [cf. 193]. Dans sa thèse, il avait proposé une édition synoptique du ms. A (BNF fr. 12603, base de l'éd. Kroeber et Servois = FierK) et du ms. E (Escorial, M. III-21), alors que dans ce volume il s'en tient au second sauf la fin (les vers 5629–6426) qui, absente du ms. de base, est publiée d'après le ms. A. Le passage de la 1^{re} à la 2^e version de l'édition semble avoir posé différents problèmes à l'éditeur. On en trouve des traces un peu partout. Ainsi, les remarques sur la langue [87–128] traitent non seulement du ms. E (on pourra ajouter [115]: *entendié* 331, pft. 3) mais aussi du ms. A. Certes, personne ne reprochera à l'éditeur de s'être intéressé aux variantes, mais ce qui est gênant c'est que le relevé des variantes [487–536] contient très peu de leçons tirées du ms. A et par